

Regina Nössler

Alltag tötet

*Geschichten
über die Liebe*



Querverlag

getrunken und über die Arbeit geredet. Ihr gegenüberzusitzen und sie anzusehen, hatte stets ausgereicht, um aus einem gewöhnlichen einen ganz besonderen Tag zu machen. In diesen glückseligen Momenten in ihrem Büro hing ich an ihren Lippen, um ihre Klugheit einzusaugen, Wort für Wort. Ich liebe ihre Stimme. Ich liebe ihre Gedanken und die Art, wie sie sie formuliert. Ich ertrug es nicht, plötzlich darauf verzichten zu müssen.

In den ersten Wochen des Volontariats war ich jedes Mal hingerissen von ihrem Schreibtisch, auf dem sich Berge von Manuskripten, Büchern, Lexika und Notizen türmten, und dazwischen saß sie, ein wenig versteckt hinter ihrer Lesebrille. Unsere Teetassen fanden kaum Platz auf dem überfüllten Tisch. Wochenlang hatte ich Edit mit ihrer ganz eigenen Art der Ordnung geneckt; das war ein Spiel zwischen uns, ein Spiel unter Verliebten, und sie ließ es geschehen. Mehr noch – sie genoss es. „Frau Eberhardt, Sie sind mir ein bisschen zu frech“, sagte sie oft, und wenn sie es sagte, fühlte es sich an wie eine Berührung, als würde sie mich streicheln, so sanft, dass es fast schmerzte.

Was trägt Edit Neuhaus im Sommer, wenn sie lesend auf ihrer Terrasse liegt? Und was trägt sie im Bett? Wie oft habe ich in den letzten fünf Monaten schon ihr Haus beobachtet, und wie oft habe ich es verflucht, dass es keine Möglichkeit gab, auf ihre Terrasse zu blicken. Wegen der Vorhänge auf der Straßenseite bleibt mir die Einsicht in ihre Wohnung ebenfalls verwehrt.

Oh, wie glücklich war ich in den ersten Wochen im Verlag. Ich dachte mir immer neue kleine Aufmerksamkeiten aus. Ich wollte erreichen, dass Edit auch nach der Arbeit an mich dachte, an mich und unsere zahlreichen, vor Geist und Witz sprühenden Gespräche. Ich brachte ihr unaufgefordert Tee oder Kaffee ins Büro und sagte ihr voller Fürsorge, dass sie mehr schlafen und weniger arbeiten müsse. Mit meinen Blicken küsste und liebte ich sie. Blumen steckte ich nicht nur unter den Scheibenwischer, sondern stellte sie manchmal auch in ihr Büro, morgens ganz früh, wenn noch niemand im Verlag war. Ich kaufte eine Flasche sündhaft teure Körpermilch, deren Duft sie mochte. Wenn wir von Kollegen umgeben waren, ließ ich auf dezente Weise durchblicken, wie vertraut Edit und ich uns waren. Es war eine schöne, unbeschwerte Zeit voller Hoffnung.

Und dann ließ sie mich links liegen. Nach dem ersten Rilke-Gedicht wagte ich nicht mehr, nachmittags einfach in ihr Büro zu spazieren, wie ich es vorher getan hatte. Sie fragte mich nicht mehr um Rat, wenn sie ein Computer-Problem hatte. Ich beobachtete sie von weitem. Ich musste mit ansehen, wie sie mit Gerhardy flirtete. Es versetzte mir einen Stich, jedes Mal. Es war so schwer zu ertragen, wenn sie eine andere Person mit diesem Blick ansah – auch heute kann ich es kaum verkraften. Heute weniger denn je. Mit diesem ganz bestimmten Edit-Neuhaus-Blick, der doch nur mir vorbehalten ist. Wenn ich sie im Verlag mit Gerhardy und anderen schwatzen sehe, trabt ein grünäugiges Warzenschwein namens Eifersucht heran und hält mich fest in seinen Klauen.

Als ich an einem dieser freudlosen Tage an Edits Büro vorbeiging, nahm ich zum ersten Mal das Schild neben ihrer Tür bewusst wahr: *Dr. Edit Neuhaus, Lektorin*. Großer Gott, ich liebe sogar ihren Namen. Weiße Pappe, die in einen Metallrahmen geschoben war. Ihre Tür war geschlossen, ich hörte sie dahinter telefonieren. Ich berührte die Türklinke und ließ meine Hand einen Moment darauf liegen. Es wäre ein Leichtes gewesen, jetzt einfach die Klinke herunterzudrücken, doch ich tat es nicht. Ich sah in den langen Gang, um zu

überprüfen, ob mich jemand bemerkte, und strich dann sehnsüchtig über ihren Namen. Ich wollte ihre Wange berühren, keine Pappe, ich wollte die Tür aufstoßen und ihr um den Hals fallen. Es war armselig, ein kleines Pappschild zu streicheln, es war armselig und infantil. Vierzehnjährige tun so etwas und würden es sich vielleicht als Trophäe mit nach Hause nehmen, um es dort in einem geheimen, mit Samt ausgeschlagenen Kästchen aufzubewahren.

Später aß ich den Rest meiner Pizza, die ich mir beim Italiener geholt hatte, auf dem Weg zu meinem Büro. Ein Pilz, an dem Käse und Tomatensoße klebten, rutschte von der Pizza und fiel zu Boden. Es geschah direkt vor Edits Büro. Ich bückte mich, hob den öligen Pilz auf – und aus einer plötzlichen, nicht erklärbaren Laune heraus warf ich ihn nicht in den Müll, sondern wischte stattdessen meine Finger an Edits Namensschild ab. Der Pilz blieb daran hängen und steckte nun zwischen Metallrahmen und Schild fest, und auf der weißen Pappe blieb ein hässlicher rotgelber Schmierfleck zurück.

In diesem Augenblick raschelte es hinter ihrer Tür, und bevor ich den klebrigen Pilz wieder vom Schild hätte entfernen können, musste ich fliehen, um nicht bei der Tat ertappt zu werden.

In meinem Büro schämte ich mich. Ein kindischer Impuls hatte mich überrollt. Es würde zwar keinem auffallen, weil niemand im Verlag den Namensschildern Beachtung schenkte, aber ich nahm mir vor, in den nächsten Tagen noch früher als sonst zu erscheinen, um Edits Schild zu säubern, soweit dies möglich war.

Ich denke den ganzen Tag an Edit Neuhaus, schon seit Monaten geht das so, und es wird immer schlimmer. Ich kann nichts dagegen tun. Sie hat sich unsterblich in mein Herz und mein Hirn eingebrannt; sie füllt jede noch so winzig kleine Zelle meines Körpers aus. Edit, Edit, Edit. Ich denke beim Masturbieren an sie, und wenn ich dabei zum Höhepunkt komme, schreie ich stumm ihren geliebten Namen, und das größte Glück dieser Erde umfängt mich.

Ich träume von diesen großen, kräftigen Händen, die so wirken, als könnten sie ohne weiteres jemandem den Hals umdrehen. Edit ist eine geschickte Heimwerkerin, wie sie mir erzählt hat; ich träume davon, sie zu küssen, ihre Finger in den Mund zu nehmen, jeden einzelnen. Ich sehe ihr Gesicht vor mir, in Gedanken befreie ich sie ganz behutsam von ihrer Lesebrille, damit diese beim Küssen nicht beschlägt oder sich verbiegt, *du bist so zärtlich, so wundervoll*, haucht sie in solchen Tagträumen in mein Ohr, und ich seufze vor Glück.

Es muss bald etwas geschehen. Mir bleiben nur noch einundzwanzig Tage!

Ich kam nie dazu, Edits Namensschild und den Metallrahmen zu reinigen. Ich nahm es mir immer wieder vor, doch es ergab sich nicht. Der Pizzapilz blieb im Rahmen stecken und schrumpelte zusammen, und genauso fiel der Schmierstreifen, den meine fettigen Finger auf der Pappe hinterlassen hatten, einem baldigen Alterungsprozess zum Opfer, indem er bereits nach einem Tag vom ursprünglichen Rot ins Dunkelbraune changierte, wie Blut. Er verunstaltete Edits Namensschild. Doch das fiel niemandem auf, und auch ich vergaß es

zwischendurch. Manchmal blieb mein Blick kurz daran hängen, dann quälten mich das schlechte Gewissen und die Scham. Welcher Teufel hatte mich da bloß geritten? Doch jedes Mal, wenn ich mir vornahm, das Schild endlich zu säubern, kam etwas dazwischen.

Eines Tages dann schrie die Praktikantin Maike laut „Iiieeh, was ist das denn?“ im Flur. Maike neigt zu kindlichen Übertreibungen. Alle liefen aufgeregt zusammen, so, als hätte sie einen Toten entdeckt. Edit kam aus ihrem Büro, betrachtete das Namensschild, auf das Maike zeigte, und murmelte kopfschüttelnd: „Wer macht denn so was?“

Auch ich stand vor ihrer Tür, zusammen mit den anderen Kollegen. Ich brachte es kaum fertig, Edit anzusehen, obwohl ich normalerweise nichts lieber tat als das.

Edit nahm ihre Lesebrille ab und zog die Augenbrauen hoch, eher verwundert als ärgerlich. „Wir wollten doch schon immer diese alten Schilder austauschen“, sagte sie zu Frau Huschke, der Sekretärin. „Jetzt wäre dafür eine passende Gelegenheit.“

Frau Huschke kratzte mit einem ihrer überlangen, an jenem Tag pinkfarbenen Fingernägel über den vertrockneten Pilz und verzog das Gesicht vor Ekel. „Da hat wohl jemand was gegen Sie“, sagte sie, an Edit gewandt, und kicherte.

„Davon weiß ich nichts“, sagte Edit. „Wer sollte das sein?“

Im Flur wurde eine Weile über neue Namensschilder beratschlagt, bis sich die Versammlung vor Edits Tür dann schließlich auflöste. Frau Huschke entfernte entschlossen Edits Schild aus dem Metallrahmen.

Ich hatte mich wacker geschlagen und große Empörung über die Untat zur Schau gestellt, die der der anderen in nichts nachstand. Ich hatte meine Rolle gut gespielt. Ganz sicher hatte ich mich nicht verdächtig gemacht. Ich allein kannte die Wahrheit und konnte mich in diesem Moment genau daran erinnern, wie es sich angefühlt hatte, Edits Namen zu besudeln. Eine gewisse Freude und Genugtuung waren dabei im Spiel gewesen, wengleich ich heute nicht stolz darauf bin. Genauso wenig auf das, was noch folgen sollte.

Als Edit Neuhaus und ich plötzlich allein vor ihrer Tür standen, wollte ich so schnell wie möglich zurück in mein Büro gehen, doch sie hielt mich am Arm fest. Ich schrak zusammen, weil ich noch immer an das Schild dachte und mich das schlechte Gewissen plagte, und gleichzeitig durchströmte diese Berührung, seit Wochen, seit endloser Zeit des Verzichts die erste Berührung von Edit, meinen ganzen Körper und ließ meine Knie weich werden. Edit hatte mich am nackten Unterarm berührt. Dort brannte die Haut noch Sekunden später. Pubertäre Schwüre kamen mir in den Sinn: niemals wieder diese Stelle zu waschen.

„Ich habe ein Problem mit meinem E-Mail-Programm“, sagte Edit und lächelte mich an, so, als wäre nichts geschehen, als wäre sie nicht grausam zu mir gewesen, indem sie wochenlang geschwiegen hatte. „Können Sie sich das vielleicht mal ansehen? Sie kennen sich doch damit aus.“

Ich kann das Glück, das ich in diesem Moment empfand, kaum beschreiben. Am liebsten hätte ich mich in ihre Arme geworfen, aus Erleichterung und vor lauter angestauter Sehnsucht. Ich verbrachte eine halbe Stunde mit ihr vor ihrem Computer, ganz dicht neben ihr vor dem Bildschirm, und atmete ihren betörenden Duft ein. Ich liebe Edits Computer-Probleme, da sie die Voraussetzung für körperliche Nähe schaffen. Ich wusste: Nachdem

sie nun den ersten Schritt getan hatte, konnte ich meine auf Eis gelegten Bemühungen, das Ziel zu erreichen, endlich wieder aufnehmen. Ich war einfach zu voreilig gewesen. Ich musste Geduld mit diesem zarten Geschöpf haben, das war mir inzwischen klar.

Als ich an diesem Tag nach Hause kam, setzte ich mich sofort an meinen Schreibtisch und schrieb ihr einen Brief. Der erste Brief seit Wochen. Sicher war sie schon ganz ausgehungert. Ich teilte ihr mit, wie sehr ich unter der Situation im Verlag leide. Dass ich die Sprachlosigkeit zwischen uns nicht einen Tag länger hätte ertragen können, ihr Misstrauen, ihre Angst vor wahren und großen Gefühlen. Ich machte ihr Mut. Ich versicherte ihr, dass sie bei mir eine Schulter zum Anlehnen fände und Arme, die sie umschlössen. Sie solle es nur endlich wagen, ich sei da. Ich schrieb ihr auch, wie sehr ich mich darüber gefreut hätte, dass sie endlich auf mich zugekommen sei. Zwischendurch betrat Jasmin mein Zimmer, ich scheuchte sie sofort wieder hinaus. Dem Brief an Edit legte ich ein weiteres Rilke-Gedicht bei.

In den folgenden Wochen bedachte ich sie wieder mit Blumen unter dem Scheibenwischer, E-Mails, Postkarten und kleinen Geschenken, die ich in ihren Briefkasten warf. Ich will nicht von ihr ablassen, darf nicht verzagen. Steter Tropfen höhlt den Stein. Ich dachte mir immer etwas Neues aus und stellte mich auf ihren exzellenten Geschmack ein. Mal schenkte ich ganz beiläufig ein Buch, mal eine CD mit einer speziellen, alten Aufnahme einer Oper, von der Edit geschwärmt und nach der ich lange gesucht hatte. Solchen CDs fügte ich die kleine Bemerkung hinzu, dass ich hoffte, die Oper bald gemeinsam mit ihr zu hören. Ich hatte dabei ihr Schlafzimmer im Sinn, doch das schrieb ich nicht.

Ungeachtet meiner Gefühle hielt ich mein Leben mit Jasmin weitgehend aufrecht, obwohl es mir schwer fiel. Jasmin war mit Edit einfach nicht zu vergleichen, wie ich jeden Tag feststellte. Banale Kleinigkeiten brachten mich in Rage. So war ich erzürnt und ganz außer mir, wenn Jasmin, diese Banausin, *der* Mozzarella sagte – es tat mir in den Ohren weh. Ich hörte Edits Stimme, wie sie über italienisches Essen fachsimpelte, meine elegante, feine Edit, die jeden Herbst extra nach Italien fuhr, um neues Olivenöl zu kaufen, das noch trübe war und leicht moussierte. War Jasmin denn nicht lernfähig? Jedes Mal korrigierte ich sie: „Jasmin, es heißt *die* Mozzarella, verstehst du? *Die* Mozzarella, nicht *der*!“ Mein Ton ihr gegenüber wurde immer harscher. Aber was sollte ich tun?

Ich verstärkte meine Bemühungen um Edit. Allmählich stieg eine nervöse Unruhe in mir auf, denn ich wusste, dass mir die Zeit davonlief. Es kränkte mich immer mehr, wenn Edit mich missachtete. Sie sprach zwar mit mir, aber sie blieb distanziert und oberflächlich. Das konnte ich nicht ertragen. Einmal ging ich in ihr Büro, um sie etwas zu fragen, doch sie war nicht allein. Edit schäkerte mit der Praktikantin Maike herum. Selbstgefällig thronte Maike auf dem Stuhl vor Edits Schreibtisch, auf dem ich oft gesessen hatte. War ich so austauschbar? Für den Rest des Tages konnte ich kein einziges Wort mehr mit Maike wechseln, es war mir nicht möglich. In unserem gemeinsamen Büro betrachtete ich sie heimlich. Maike ist kindisch, und sie hat blasse, käsige Haut. Was will Edit von ihr? Plötzlich erinnerte mich Maike an Annette Trautmann, das Mädchen aus der Grundschule

mit dem blonden Pferdeschwanz. Ich sah sie an, und ich stellte mir vor, wie grüne, fettige Soße aus ihr herauslief, wenn man sie abstechen würde.

Ich musste dringend etwas unternehmen. Ich achtete noch mehr als früher darauf, um welche Uhrzeit Edit in ihre Mittagspause ging. Meistens verließ sie dazu den Verlag, um draußen etwas zu essen. Sobald sie verschwunden war und ich mir einigermaßen sicher sein konnte, dass sie innerhalb der nächsten dreißig Minuten nicht zurückkehren würde, schlich ich mich in ihr Büro. Ich war froh, wenn sie dort ihre Jacke, ein Halstuch oder ein anderes Kleidungsstück zurückgelassen hatte. Ich nahm es dann an mich, drückte meine Nase tief hinein, atmete ihren Duft und schloss die Augen. Stünde mir der Weg in Edits Schlafzimmer frei, würde ich zuerst alle Kleidungsstücke in ihrem Schrank berühren und danach meinen Kopf in ihrer Bettwäsche vergraben.

Manchmal entwendete ich Dinge aus ihrem Büro, unwichtige Kleinigkeiten. Einen Kugelschreiber. Einen Stapel ihrer Visitenkarten. Einen abgekauten Bleistift in der Stärke 3 B. Handschriftliche Notizen aus dem Papierkorb. Das tat ihr nicht weh und würde ihr noch nicht einmal auffallen. Lediglich ihren Lippenstift, den ich aus ihrer Handtasche genommen hatte, während sie in einer Besprechung saß, schien sie zu vermissen, denn ich hörte, wie sie die Sekretärin Frau Huschke fragte, ob sie ihn zufällig gesehen habe.

Ich hielt mich gerne in ihrem Büro auf, obwohl ich immer damit rechnen musste, dass sie selbst oder eine andere Person es im nächsten Moment betreten könnte. Doch diesen Nervenkitzel nahm ich jedes Mal bereitwillig auf mich. Ich wollte Edit nahe sein.

Wie sehr wünschte ich mir, dass sie mich zu sich nach Hause einlud. Noch ein einziges Mal, so dachte ich, und ich würde alles erreichen. Noch eine einzige Einladung, und sie könnte sich mir nicht mehr entziehen.

Die Einladung blieb aus. Edit war freundlich zu mir – freundlich und unverbindlich. Manchmal sah sie mich mit einem seltsamen Blick an, der mir durch und durch ging, so viel Ernsthaftigkeit lag darin. Sie wirkte dann immer so, als wollte sie etwas sagen, das ihr jedoch nie über die Lippen kam.

Irgendwann hielt ich es nicht länger aus. Es war am Wochenende, dieser leeren, düsteren Zeit der Hoffnungslosigkeit, die ich inzwischen so gut kannte. Graue Totensonntage. Ich hatte gerade einen Brief an Edit begonnen und merkte schnell, dass ich zu ruhelos zum Schreiben war. Ich legte den angefangenen Brief beiseite und täuschte Jasmin vor, noch zum Verlag fahren zu müssen. Das übliche Genörgel, ob ich unbedingt auch am Wochenende arbeiten müsse, folgte; ich beachtete es einfach nicht.

Edit war kühl, als sie die Tür öffnete. Sie bat mich herein, und wir setzten uns an den schönen Esstisch – alles wäre wie immer gewesen, hätte nicht etwas Bedrohliches in der Luft gelegen und zwischen uns gestanden.

Sie schätze keinen Überraschungsbesuch, sagte Edit, ihre Stimme ließ mich frösteln, und sie verbitte sich, es zu wiederholen. Sie lächelte nicht, kein einziges Mal. In diesem Augenblick war sie so kalt, dass ich wünschte, aus diesem schrecklichen Traum zu erwachen. Nach einer lauwarmen Tasse Tee, die Edit nervös hinunterstürzte und die ich hingegen ganz langsam und in winzigen, kleinen Schlucken zu trinken versuchte, um Zeit zu schinden, bat sie mich zu gehen, da sie jemanden erwarte. Sie war ungeduldig. Sie stand